

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 45 (1960)
Heft: 1-2: Geschichte Berns : der Untergang des alten Bern 1789-1798

Artikel: Geschichte Berns. Teil IV, Der Untergang des alten Bern 1789-1798
Autor: Feller, Richard
Kapitel: IV: Der Ausbruch des ersten Koalitionskrieges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-371064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IV. KAPITEL

Der Ausbruch des ersten Koalitionskrieges

1. Der Botschafter Barthélemy

Als die Revolution ausbrach, sass der Marquis de Vêrac als Botschafter Frankreichs in Solothurn. Er hielt dem König Treue, und als dieser auf der Flucht gefangen wurde, trat er im Juli 1791 zurück, um nicht den neuen Machthabern zu dienen, und beglaubigte eigenmächtig den Sekretär Bacher als Geschäftsträger. Der Elsässer Theobald Bacher wurde 1777 der Botschaft zugeteilt und erwarb eine gründliche Kenntniss der alten Schweiz. Mit ungemeiner Anpassungsfähigkeit überliess er sich den Wellen der Revolution, wie er sich nachmals auch in den Tonfall des Kaiserreichs zu finden wusste. Bern anerkannte ihn erst im Januar 1792, als er ordentlich beglaubigt war. Umsonst hatte sich Bern auf der Sommertagsatzung von 1791 für eine Antwort auf das Schreiben eingesetzt, mit dem Montmorin die neue Verfassung ankündigte. Als der König selbst im Herbst 1791 anzeigte, dass er die Verfassung, die am 3. September beschlossen worden war, anerkannt habe, trat Bern wieder für eine gemessene Antwort aller Orte ein und drang wieder nicht durch. Was es auch vom Umsturz halten mochte, trug es doch mit seinen westlichen Bedürfnissen und Erfahrungen den Verhältnissen mehr Rechnung, als die befreundeten Nachbarn Freiburg und Solothurn, wo der politische Abscheu noch durch den religiösen verschärft wurde.

Die Unschlüssigkeit wurde von den beiden Brüdern des Königs, den Grafen von Provence und von Artois bemerkt, die Frankreich verlassen hatten und an ihrem Hoflager zu Koblenz die vornehme Emigration um sich sammelten. Sie waren zum Kampf gegen die Revolution entschlossen und wurden darin durch die Fürstenzusammenkunft zu Pillnitz vom 27. August 1791 bestärkt, die alle europäischen Mächte zur Wiederherstellung der Gesetzlichkeit aufforderte. Sie sandten den Baron von Castelnau mit einem Schreiben in die Schweiz, das ihre Verwahrung gegen die französische Verfassung und die Erklärung von Pillnitz mittheilte. Castelnau wurde nicht als ihr Vertreter angenommen, das Schreiben

nicht beantwortet. Als er in Bern vorsprach, erteilte ihm der Schultheiss von Mülinen den Bescheid, Meine Herren würden alles in Betracht ziehen, was das Heil des Vaterlands erfordere. Von dieser Haltung wich Bern mit der Tagsatzung nicht ab. Das Schreiben Ludwig XVI., der im Juli 1792 dem Vorort mitteilte, er stehe zur Verfassung und missbillige seine Brüder, gab nicht den Ausschlag. Man wusste, dass er nicht frei war. Allgemeine Erwägungen sprachen gegen die Prinzen.

Gleichzeitig mit Castelnau sandten die Prinzen einige Artillerie-offiziere, die in der Giesserei Bär zu Aarau zwanzig Kanonen bestellten. Schon waren vier gegossen, als der Geheime Rat davon erfuhr. Sogleich verbot er Bär, den Auftrag auszuführen, und sprach ihm Entschädigung zu, und wie die Franzosen nicht nachgaben, wurden sie aus Aarau weggewiesen.⁸²

Während Bern sich einer völkerrechtsgemässen Haltung befliss, zeigte das revolutionäre Frankreich eine Zerrissenheit, die doch eine Stärke war. Es liess seine Hetzer auf die Schweiz los und warb zugleich um ihre Freundschaft. Eine mächtige Erinnerung sprach in Paris für den kleinen Nachbarn, den man als den ältesten Verbündeten Frankreichs pries. Auch der Verblendung konnte es nicht entgehen, was eine neutrale Schweiz im drohenden Krieg bedeutete. Es fragte sich nur, ob sie die Herausforderungen so lange ertrug, als es den Plänen der Revolution zusagte.

Der König ernannte am 23. Januar 1792 François Barthélemy zum Botschafter in der Schweiz. Die Wegweisung, die ihm Aussenminister de Lessart, der Nachfolger Montmorins, mitgab, trug ihm nach altem Geist auf, das Verhalten gegen die Schweiz sogleich auf einen Fuss umzustellen, der beiden Ländern diene. Die Wegweisung verrät, dass man bei Hofe das Unrecht gegen die Schweiz kannte, und zählt die Übergriffe auf, die Pressehetze, die Flugschriften, den Schweizerklub, dessen Wortführer man bündniswidrig nicht ausgeliefert habe, die Anschläge auf die Grenze und die üble Behandlung des Garderegimentes. Der Botschafter soll Bern und Freiburg erklären, der König habe deswegen nicht auf ihre Beschwerden geantwortet, um schädliche Erörterungen zu vermeiden, und den Kantonen die königliche Missbilligung aussprechen, die den Emigranten Hilfe gegeben hätten. Im Hinblick auf den drohenden Krieg soll den unzufriedenen Schweizer Regimentern ein entgegenkommender Vertrag angeboten werden, der bereitliegt. Der Botschafter wird gewarnt, dass alle Orte ausser Zürich und Basel der Revolution feind seien.⁸³

Selten stimmte der Beauftragte mit dem Auftrag so gut überein. Barthélemy wurde 1747 geboren, trat mit 20 Jahren in das auswärtige Amt und wurde Gesandtschaftssekretär in Stockholm, Geschäftsträger in Wien und zuletzt Gesandter in London. Er erwarb sich eine gründliche Kenntniss des Dienstes und des alten Europas und befruchtete sie mit dem Besten des Jahrhunderts. Sein Oheim, der Abbé Barthélemy, der seine Laufbahn förderte, gehörte zu den gefeierten Schriftstellern der französischen Aufklärung. Durch die verschiedenen Hauptstädte hindurch wahrte er sich seinen rastlosen Arbeitswillen und seinen menschenfreundlichen Grundzug. In der alten Zeit verwurzelt, diente er der neuen als Fachmann. Noch hatte die Revolution nicht jenen Punkt erreicht, der ihn vor die Wahl stellte, Mensch oder Franzose zu sein.

Barthélemys Briefwechsel aus der Schweiz liegt heute in fünf Bänden vor und erschliesst seine Geschäftsbehandlung. Er kann sich auf die andere Seite versetzen, um sie zu begreifen. Sein Urteil wird nicht durch Leidenschaft getrübt, wenschon es gelegentlich eine gewisse Empfindlichkeit verrät; eher nimmt es zuviel Hoffnungsfarbe an, da ihm das Versöhnliche voransteht. Seinem Pulsschlag nach ist er gefasster Beobachter. Obschon er einzugreifen und das Räderwerk eines ausgedehnten Betriebes zu beschleunigen weiss, überschätzt er seine Stellung nicht und hat nicht den Drang, den Dingen vorzugreifen, sondern er lässt sie herankommen. Wenn auch die Überraschungen einer stürmischen Zeit ihm nicht immer erlauben, das Gefälle der Ereignisse richtig zu erraten, so hat er doch das Gewissen, sich vom Unerwarteten Rechenschaft zu geben. Welche Bedeutung seinem Posten zukommen sollte, ahnte er nicht.

Barthélemy setzte vorsichtig ein, um die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Es gelang dort nicht, wo es am gelegensten schien. Wie er Ende Januar in Solothurn eintraf, fand er die Stimmung durch die Emigranten verdorben. Die Botschafter hatten bisher den sogenannten Hof, ein früheres Franziskanerkloster, bewohnt, das der Rat ihnen vermietete. Jetzt stellte er unannehmbare Bedingungen und machte Miene, den Botschafter nicht anzuerkennen. Um die Gelegenheiten und die Persönlichkeiten zu erkunden, besuchte Barthélemy unter angenommenem Namen die wichtigen Städte. In Bern, wo er als Herr de Courcy erschien, fand er eine kühl höfliche Aufnahme, aber auch eine Weisheit, die dem König und dem allgemeinen Wohl das Nötige opfern wolle. Vom Schultheissen von Steiger vernahm er, Bern bedürfe

eines mächtigen Nachbarn im Westen.⁸⁴ In Basel und Zürich fand er nicht Abneigung gegen das neue Frankreich, wie er meint, aus wirtschaftlicher Überlegung. Luzern bezeugte sich ihm freundlich, weil die führenden Söldnerfamilien immer noch auf den Fortbestand des Dienstes und ihrer Bezüge hofften. Von Freiburg und Solothurn erwartete er nichts; Freiburg anerkannte ihn zuletzt als Botschafter.

Zunächst musste sich Barthélemy mit Bacher allein behelfen, da die andern Beamten den Dienst aufgegeben hatten. Er hielt Umschau nach einem andern Wohnort. Basel lag zu nahe der Grenze. Zürich wünschte als Vorort den Sitz nicht. An Bern war nicht zu denken, weil die Niederlassung der beargwöhnten Stadt zuviel Gewicht gegeben hätte. Sein Blick streifte Biel und blieb schliesslich auf Baden haften, weil es nicht übel in der Mitte zwischen wichtigen Städten lag, und weil Frankreich dort ein Haus besass, wo seine Botschafter abgestiegen waren, wenn sie die Tagsetzung beehrten. Er nahm hier seinen Sitz. Er hatte auf seiner Reise Briefsteller gewonnen, in Basel Peter Ochs, in Luzern Schultheiss Pfyffer und General Pfyffer, in Zürich Bürgermeister Kilchsperger, in Bern den Ratsherrn Karl Albrecht Frisching. Auch dunkle Zuträger drängten sich an ihn heran. Er hatte Beratung nötig, weil er mit den Vorurteilen herkam, die im Ausland über die Schweiz umgingen. Sie galt als ein armes, unwirtliches Gebirgsland mit einer abgehärteten, kriegerischen Bevölkerung, die mit Unwillen die Herrschaft der Aristokratie ertrug.

Es war für Barthélemy eine Überraschung zwischen Freude und Leid, dass er das Schweizervolk, von dessen kriegerischer Tugend er eine grosse Vorstellung mitbrachte, in Ackerfleiss, Tuchbereitung und Erwerbssinn versunken fand. Er sah wohlbestellte Fluren, reichliches Einkommen, Wohnstätten, die Bildung verrieten, ja, das Geldverdienen schien die erste Leidenschaft des Schweizergeworden zu sein. Er lässt sich wiederholt darüber aus, um die Machthaber in Paris zu belehren, dass von der Schweiz keine Gefahr zu erwarten sei, nicht um sie zu einem Angriff auf ein wehrloses Land zu reizen. Vor einem solchen warnt er eindringlich und belehrt sie über den Irrtum, dass die Schweizer ihre Herren hassten; sie würden den Einfall eines Revolutionsheeres nicht mit einem Aufstand unterstützen. Er stellt das Schweizervolk in Paris also vor: «Freund des Friedens und der nützlichen Künste, auf einem natürlich unfruchtbaren Boden, den sein Fleiss allein fruchtbar machen kann, gegenwärtig gewohnt, in der Bestellung der

Felder und im Handel die Mittel gegen die ungemeine Armut, die das Erbteil seiner Väter war, zu finden, glücklich über die Mässigung der Regierungen, denen es gehorcht, ist es nur noch auf den Blättern seiner Geschichte kriegerisch... Mir scheint ein so beschaffenes Volk gerade das zu sein, das wir zur ständigen Deckung unserer Ostgrenze nötig haben.» Hier hat wohl die Überraschung das Urteil allzusehr in das Gegenteil verwandelt. Die Häupter der Schweiz sorgten sich nicht so sehr um den unkriegerischen Geist als um die Rückständigkeit ihrer Wehranstalten.

Am gründlichsten lernte Barthélemy über Bern um, das in Paris als Bollwerk der Gewaltherrschaft verrufen war. Um die Zerrbilder zu berichtigen, die der Schweizerklub und andere ausgestreut hatten, und den Wahn zu zerstreuen, das Bernervolk müsse von seinen Bedrückern befreit werden, schrieb er am 17. Oktober nach Paris: «Es ist wahr, dass die Bürgerschaften der Landstädte mit der Hauptstadt, die sie um ihre Vorrechte beneiden, wetteifern möchten; aber es ist ebenso wahr, dass es in Europa keinen glücklicheren Stand gibt als den der Berner Bauern. Sie leben zum grössten Teil im Wohlstand unter einer väterlichen und wohlthätigen Regierung, die von ihnen beinahe keine Steuern verlangt und gegen sie die grösste Schonung übt.» Er stellte in dieser Hinsicht Bern sogar über Zürich und Basel, die ihm am nächsten standen. «Unter einer grossen Anzahl von Gebäuden», heisst es im Bericht vom 11. Dezember, «die von der Regierung aus dem Ertrag ihrer Ersparnisse gebaut werden, sind die Kornhäuser die bemerkenswertesten. Aus ihnen strömt jedes Jahr das Korn in das Volk hinaus zu einem Preise, der unter dem Ankauf in der Fremde steht. Der Staat Bern hat für diese Ausschüttungen seit 1770 sechs Millionen Livres ausgegeben, was eine gewaltige Summe für eine kleine Republik ist. Man braucht nur ein Wort zu bemerken über das Verhältnis zwischen Volk und Regierung. Diese hat weder ein Heer, noch eine Festung, noch Zwangsmittel gegen die Menge der ehemals sogenannten Untertanen. Sie hat 60 000 Mann, die alle bewaffnet sind. Es ist nicht anzunehmen, dass ein Volk mit so gewaltiger Ausrüstung die Unterdrückung durch den Souverän ertragen würde; wenn es gehorcht, so passt es ihm zu gehorchen, und es findet seinen Vorteil dabei. Obschon alle schweizerischen Regierungen ebenfalls väterlich sind, so finden sich doch bei denen von Zürich und Basel, die im übrigen sehr demokratisch sind, viel stossendere Einzelheiten im Verhältnis der Hauptstadt zu den Landstädten und dem Landvolk als alles, was man der bernischen

Aristokratie vorwerfen kann.»⁸⁵ Damit spielte Barthélemy wohl darauf an, dass jene beiden Städte dem Landvolk die Gewerbe-freiheit vorenthielten.

Trotz solcher Einsicht hatte Barthélemy Mühe, die voreinge-nommene Meinung zu klären, dass Bern der Herd der Revolutions-feindschaft in der Schweiz sei. Noch lieb er den Einflüsterungen des Baslers Ochs Gehör, den man in Paris als einen warmen Freund Frankreichs empfohlen hatte. Seit dem letzten Brief Ochsens gebe er sich keiner Täuschung über Bern hin, schrieb er am 1. Juni an den Minister. Allerdings entging seinem geübten Auge die Gel-tung Berns nicht. Er traute ihm mehr Sicht als andern Orten zu, es werde am besten beurteilen, was ein Sieg Oesterreichs für die Schweiz bedeuten könne. Er räumte auch ein, dass Bern manchen Grund zur Klage habe, die Hetzschriften, die Paris verbreite, das Regiment von Ernst, dessen Rückberufung er gegen den Minister billigte, und besonders die grossen Kosten der Grenzhut; Obrigkeit und Volk seien wegen der grossen Opfer, die ihnen Frankreich seit Jahren auferlege, erbittert. Und doch fasste er kein Herz zu Bern, sondern überschüttete es in seinen Berichten mit spitzen Bemerkungen über seine Hoffart, seine Einbildung und Eigen-liebe und überlässt sich der Hoffnung, dass die unfruchtbaren Auslagen für den Grenzschutz seinen Schatz erschöpfen würden. Barthélemys Abneigung wurde durch den Verdacht genährt, den er auf den Schultheissen von Steiger warf. Nicht nur war dieser das Haupt der franzosenfeindlichen Partei in Bern, sondern Bar-thélemy bezweifelte auch seine Lauterkeit, sprach von einer fal-schen Freundlichkeit, die Fallen lege. Barthélemy mag in dieser Auffassung durch Zuträgereien aus Bern bestärkt worden sein.⁸⁶

Barthélemy sollte seine Ansichten über Menschen und Zustände berichtigen. Die Überzeugung hielt er durch, dass eine befriedete Schweiz für Frankreich im Krieg eine Wohltat sei. Darin liess er sich nicht beirren, wenschon er eine Hecke von Hindernissen aufschliessen sah. Die Gefährdung fürchtete er mehr von Frank-reich, das die Herausforderungen nicht abreissen liess, die Wüh-lereien, die Druckerei in Versoix, von der die Hetzschriften aus-strömten, die Grenzseuche der Nationalgarden, die ohne den Ernst und die Verantwortung des Soldaten mit den ungewohnten Waffen spielten, die Verabsäumung der vertraglichen Salzlieferungen, da-zu die innere Unsicherheit Frankreichs, die von der «Gazette de Berne» mit der Wendung gekennzeichnet wurde, es gebe in Frank-reich keine Regierung mehr, und über alles hinaus der drohende

Krieg zwischen den Mächten und Frankreich, dessen Zerrüttung den Schlag nicht aushalten würde. In diesem Zusammenhang fasste Barthélemy die Nachricht auf, dass Spanien seine verwaiste Gesandtschaft in der Schweiz wieder besetzte; die Ankunft des Don José Caamaño stand plötzlich im Vordergrund seiner Sorgen. Er irrte; die Zeiten waren vorbei, da Frankreich und Spanien auf Schweizer Boden miteinander wetteiferten.

2. Die Kriegserklärung

Die Revolution erreichte Frankreich in einem Zeitpunkt, da sich dieses Land in einem raschen wirtschaftlichen Aufstieg befand. Es war nicht so, dass der französische Bauer in ein immer tieferes Elend versank, aus dem ihn nur ein gewaltsamer Ausbruch erlösen konnte. Je mehr sich die Hebelkräfte und das Triebwerk des Umsturzes erschliessen, um so deutlicher wird die Einsicht, dass nicht zertretene, sondern aufsteigende Völker zum Aufstand neigen. Die französische Revolution entstand nicht aus der Verkümmern, sondern dem Wachstum. Den Bürgern und Bauern winkte die Aussicht auf die Reichtümer des Adels und der Kirche. Damit verband sich unvermittelt der Sinn für neue Klänge. Das Selbstgefühl des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Lehre von der Minderwertigkeit und der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen überwunden und ihn von seinem Wert und seiner Unentbehrlichkeit überzeugt. Begeisterung und Gier erzeugten einen Rausch, in dem sich Opferwille und Verbrechen seltsam mischten.

Im angrenzenden Europa, das monarchisch oder aristokratisch regiert wurde, massen sich Zustimmung und Abwehr. Auch erzeugten dreissig Friedensjahre wirtschaftliches Gedeihen, aufgeklärte Höhenstimmung und eine unerfahrene Zuversicht, die dort verzieh, wo die Wortblenden den Greuel der Umwälzung nicht mehr verdeckten. Bis weit hinauf war die Gesellschaft von der Scheinreife des Schlagwortes befallen. Dagegen warnten die Unbestochenen, die das Grenzenlose einer Revolution ahnten, die schuldige und unschuldige Opfer verschlang. Wie zahlreich sie fallen sollten, vermutete der schwärzeste Argwohn nicht. Zu dieser Besinnung trat die Ehrenpflicht der Fürsten, die Schmach zu rächen, die dem König von Frankreich angetan wurde. Rein war das Empfinden nicht. In Oesterreich regte sich alte Grossmachts-

eifersucht auf Frankreich, die hoffte, das Elsass wiederzugewinnen. Die Fürsten befürchteten zunächst nicht, dass die Verirrungen des Westens ihre aufgeklärt beherrschten Völker befallen könnten. Hier sah Schultheiss Steiger von Anfang an klar und unversöhnlich. Sie unterschätzten das Unternehmen, die Empörung in Frankreich niederzuschlagen. Sie rechneten auf die Zerrüttung der französischen Armee, aus der sich die königlichgesinnten Offiziere zurückgezogen hatten, und veranschlagten zu wenig, was die grossen Verheissungen der Revolution, was die gereizte Erwerbsgier über die Franzosen vermochten. Sie gedachten Frankreich mit einer geschlossenen Front von der Nordsee bis zum Mittelmeer anzugehen.

Am 20. April 1792 erklärte die Legislative Oesterreich den Krieg, um dem Kaiser zuvorzukommen und um die Völker zu erlösen. Die Girondisten, die den Ton angaben, haben die Weltsendung der Revolution nicht erfunden, sie war schon vorbedacht, aber sie haben sie zur Lehre erhoben und verkündet. Bald traten auch Preussen und Sardinien in den Krieg. Niemand ahnte, dass damit ein Menschenalter blutiger Waffengänge eingeleitet war. Die Legislative setzte sich, vom Schwung der Völkerbefreiung hingerissen, über die Zustände Frankreichs hinweg. Das Land war von Parteiungen zerrissen, die Kassen leer, das Heer der Auflösung nahe.

Sogleich erklärten die Schweizer Regimenter, sie würden vertragsgemäss Frankreich verteidigen, nicht aber den Angriff über die Grenze tragen. Da Frankreich ungern auf die freie Verwendung dieser Kerntruppen verzichtete, musste sich Barthélemy einsetzen, bis der Kriegsminister die Beachtung der Verträge zusagte.⁸⁷ Wohl gingen die Orte in der Bewahrung der Neutralität einig; aber gleich stellte sich die Frage, welches das Neutralitätsgebiet sei. Die Franzosen fielen am 28. April in das Bistum Basel ein, vertrieben die Oesterreicher und besetzten den Norden bis zur Pierre Pertuis. Da das Bistum zum Reich, nicht zu Oesterreich gehörte, rechtfertigten die Franzosen ihren Vorstoss damit, der Bischof habe das Bündnis mit Frankreich verletzt, als er im Jahr zuvor den Reichsschutz anrief. Dass sie selber das Bündnis gebrochen hatten, als sie das Bistum aufhetzten, liessen sie nicht zu. Der Bischof Josef Sigmund von Roggenbach zog sich nach Biel zurück. In der Schweiz herrschte die Meinung vor, das zerrüttete Frankreich werde den monarchischen Mächten erliegen.

Da alles, was im Westen vorging, zunächst auf Bern fiel, so traf es die ersten Massnahmen. Zur Deckung der Nordgrenze marschierten 1000 Mann bei Nidau auf; Professor Tscharnier ging

als Regierungsvertreter nach Biel. Basel kam um eidgenössischen Schutz ein. Genf, Neuenburg und der Bischof verlangten von Bern Fürsprache für ihre Aufnahme in die Neutralität. Die ausserordentliche Tagsatzung trat am 14. Mai in Frauenfeld zusammen. Bern erteilte seinen Vertretern Frischung und Wattenwyl eine Instruktion, die seine Fürsprache merklich abstufte. Sie bezeichnete die genaue Beobachtung der Neutralität als eine Pflicht gemäss dem Bündnis mit Frankreich und der Erbvereinigung mit Habsburg und sprach die Bereitschaft für den Schutz Basels aus. Berns Abgeordnete sollten sich die Aufnahme Neuenburgs äusserst angelegen sein lassen, über Genf mit Zürich, der andern Burgrechtstadt, sich verständigen, wegen des Bistums zuerst die katholischen Orte anhören.⁸⁸

Auf der Tagsatzung erschienen Staatsrat de Marval als Gesandter des Königs von Preussen, Syndic Rigaud als Vertreter Genfs und eine Abordnung des Bischofs von Basel. Zuerst genehmigte die Tagsatzung den Schutz der Grenzstadt Basel. Zwei eidgenössische Vertreter nahmen dort ständig Sitz; 1300 Mann, zu denen alle Kantone ausser Schwyz ihren Teil stellten, dienten als dauernde Deckung. Die Tagsatzung nahm die Aussenseiter Genf, Neuenburg und das Bistum in die Neutralität auf.⁸⁹ Der Zutritt Genfs bedeutete einen Fortschritt, weil die katholischen Orte ihren alten Unwillen gegen Kalvins Stadt fallen liessen. Überraschend kam der Beschluss, das ganze Bistum aufzunehmen, weil die Tagsatzung bisher nur den südlichen Teil als Schweizer Boden und den nördlichen, den die Franzosen nun besetzt hielten, als Reichsgebiet betrachtet hatte. Wie sie dort ihre Neutralitätspflicht erfüllen wollte, liess sie nicht verlauten. Trotzdem bereits der gelende Ruf des Aussenministers Dumouriez durchgedrungen war, der Krieg solle Frankreich die natürlichen Grenzen geben, sah man den Grimm, die Schonungslosigkeit und die Dauer der Revolutionskriege nicht voraus.

Nachdem alle Orte ihre Zustimmung zu den Beschlüssen der Tagsatzung gegeben hatten, teilte der Vorort Zürich dem König von Frankreich, dem Kaiser, ihren Vertretern in der Schweiz, den kommandierenden Generalen am Oberrhein, de Custine und Fürst Hohenlohe, und dem König von Preussen den Willen der Eidgenossenschaft mit, die Neutralität in dem erweiterten Kreis zu behaupten. Frankreich und Oesterreich liessen mit der Anerkennung der Neutralität auf sich warten. Frankreich passte die Erweiterung wegen Pruntrut so wenig, dass Dumouriez mit der willkürlichen

Erklärung dazwischenkam, Neuenburg und das Bistum dürften nicht in die Neutralität aufgenommen werden, weil sie nicht am Bündnis von 1777 beteiligt seien. Barthélemy pflichtete ihm bei, liess aber die Bemerkung fallen, die Orte könnten die Neutralisierung des nördlichen Bistums mit Zugeständnissen erkaufen.⁹⁰ Als die ordentliche Sommertagsatzung am 1. Juli begann, lag weder von Paris noch von Wien eine Anerkennung der Neutralität vor. Es focht sie anscheinend wenig an. Als Bern Aufschluss verlangte, warum die Mächte nicht geantwortet und warum die Franzosen Pruntrut nicht geräumt hätten, blieb es ohne Bescheid.

3. Der 10. August 1792

Die stärkste Beunruhigung der Schweiz galt nicht dem Krieg, sondern den Soldregimentern, denen die Hetze ein Los bereiten konnte, das schlimmer war als die Entwaffnung des Regiments von Ernst. Besonders sah man das Garderegiment bedroht, das seit 1616 den Thron umgab. Es bestand aus Mannschaften der katholischen Orte und aus zwei Berner Kompanien. Es beruhte nicht wie die Linienregimenter auf einem Dienstvertrag mit den Orten, sondern hing von der Person des Königs ab. Da es der Kosten wegen auf 1000 Mann gesenkt werden musste, wurden alle Kompanien, die in den Vororten von Paris lagen, in der Stadt vereinigt. Die Legislative nahm dem König planmässig den Schutz. Sie löste das französische Garderegiment auf und beliess dem König vorläufig noch die Schweizer. Doch am 15. Juli 1792 verfügte sie, die Schweizergarde solle 30 000 Klafter, etwa fünfzig Kilometer, von ihrem Versammlungssaal entfernt werden, und der wehrlose König musste das bestätigen. Die Girondisten beherrschten damals mit ihrer fliessenden Beredsamkeit die Legislative.

Die Revolutionsbehörden wollten nun das Regiment in ein Feldlager verschicken. Da es von seinem Obersten d'Affry, dem Liebediener des Augenblicks, keine Hilfe zu erwarten hatte, erklärte das Offizierskorps, es werde Paris ohne Erlaubnis der heimischen Regierungen nicht verlassen. Eben ernannte der König Karl von Erlach zum Hauptmann der einen Bernerkompanie. Da sich de Loys, der Hauptmann der andern, gerade auf Urlaub befand, schilderte Erlach am 1. August dem Schultheissen von Mülinen die bedrängte Lage: Die Hetze habe den Höhepunkt er-

reicht, nur ein Wunder habe bisher das Regiment vor dem schrecklichsten Ausbruch bewahrt; vorgestern seien fünfhundert Föderierte von Marseille angekommen, um die Unruhen auszubeuten, und hätten schon mehrere Nationalgardisten am offenen Tag ermordet, ohne dass sie jemand gehindert habe; die Legislative sei über die Meldung hinweg zur Tagesordnung geschritten; die Marseillaner drohten, sie wollten die Garde entwaffnen, diese werde die Waffen nur mit dem Leben lassen. Am 6. August antwortete der Geheime Rat, nach seiner Meinung sollte das Regiment zum Schutz des Königs vereint bleiben, er könne indes keine andere Vorschrift geben, als zu tun, was die Ehre des Regiments und die Sicherheit der königlichen Familie erfordere. Der Brief erreichte den Todgeweihten nicht mehr.⁹¹

Da das Girondistenministerium auf das Verderben des Königs sann, den es umgab, beharrte es auf der Entfernung der Schweizer. Um entgegenzukommen, stimmte das Offizierskorps zu, dass dreihundert Mann aus allen Kompanien am 7. August nach Evreux abmarschierten, um eine Getreidefuhr aus der Normandie nach der Hauptstadt zu geleiten. Das Regiment zählte noch 700 Mann. Am 10. August wurde es in den Tuileries, dem Sitz des Königs, vom Volk, das von den Pariser Behörden reichlich bewaffnet worden war, überfallen und überwältigt. Ein Teil ging an diesem Tag unter, ein anderer wurde gefangen genommen und am 2. und 3. September in der Conciergerie ermordet. Zu den wenigen, die dem Tod entgingen, gehörte d'Affry, der am Morgen des 10. August von den Nationalgarden in Schutzhaft genommen wurde und gleich nachher sich wieder zur Verfügung stellte. Gerettet wurde auch die Abteilung von dreihundert Mann. Sie kam bis Dieppe und hier konnte Bern seinen Leuten, etwa vierzig Mann, das Reisegeld reichen; sie gelangten auf Umwegen in die Heimat zurück. Auf Wunsch des Geheimen Rates forschten die Pariser Korrespondenten des Bankhauses Zeerleder den Bernern nach, die sich gerettet hatten und verborgen hielten, und ermöglichten ihnen die Heimkehr.⁹² Karl von Erlach und Leutnant May fielen in den Tuileries. Im ganzen scheint Bern nicht viele Leute eingebüsst zu haben; die meisten Opfer stammten aus der Innerschweiz.

Eine ungeheure Aufregung folgte den Untaten, die unheimlich die Natur der Umwälzung bestätigten. Den Unwillen zu beschwören, warf der Schweizerklub die Schrift «Die durch die Schweizer-Patrioten entdeckten Verbrechen des 10. August» ins Land, die alle Schuld auf die Gardeoffiziere warf. Der 10. August ersetzte das

Girondistenministerium durch einen Vollziehungsrat. In diesem fiel das Aussenministerium Le Brun zu, der Priester, Soldat, Journalist und Buchdrucker gewesen war und daher zu schreiben wusste. Am 17. August teilte er Barthélemy die amtliche Darstellung der Vorgänge mit : Die Schweizer übten Verrat, mischten sich unter das Volk und begannen das Feuer. Barthélemy sollte sie an die Orte leiten, damit die alte Freundschaft zwischen den beiden Ländern nicht gestört werde.⁹³

Die Legislative zog die Folgerungen und hob am 20. August die Verträge mit den Schweizer Regimentern auf; diese standen nicht mehr im Dienste Frankreichs. Dagegen konnten Offiziere und Soldaten mit ihrem Grad in das französische Heer treten, und der Entschluss wurde ihnen durch eine Geldspende erleichtert. Die Ruhegehälter und Entschädigungen der Entlassenen sollten gemäss den Verträgen und der Hochherzigkeit, die das Franzosenvolk kennzeichne, nicht in Papiergeld, sondern in bar entrichtet werden. Der Vollziehungsrat hatte dafür zu sorgen, dass die Regimenter ruhig heimkehren konnten. Die Legislative beging einen Rechtsbruch, indem sie die Dienstverträge einseitig aufhob. Sachlich entsprach ihre Verfügung der Lage. Das Selbstgefühl der Umwälzung ertrug Fremdenregimenter mit eigenem Recht und eigenen Farben nicht mehr; ihre Anwesenheit erzeugte tödtliche Entzündungen. Damit wollte die Legislative die Schweiz nicht von sich stossen, sondern mit freundschaftlichen Bedingungen festhalten.

Die Tagsatzung wies sogleich die Regimentsobersten an, die Truppen mit Ehren in die Heimat zurückzuführen.⁹⁴ Es war ihnen nicht vergönnt. Das Regiment Salis-Samaden trat am 19. September in Arras zum Rückmarsch an. Ein Kommissär mit Gefolge eröffnete allen, die übertraten, glänzende Aussichten und befahl dem Regiment, die Waffen und die Fahnen auszuliefern. Major Bachmann, der das Regiment führte, verweigerte die Übergabe, indem er die Weisung der Tagsatzung verlas. Es tat keine Wirkung; von einer feindseligen Übermacht bedrängt, musste das Regiment sich fügen. Umsonst sandte Bachmann eine Verwahrung an den Kriegsminister; das Regiment kehrte entwehrt heim. So erging es dem Regiment Castella in Troyes, dem Regiment Sonnenberg in Marsal, wo dreihundert Gemeine übertraten, dem Regiment Diesbach in Nordfrankreich, das auch einen grossen Teil der Gemeinen verlor. Sie wurden in die französischen Regimenter eingereiht. Dagegen trat nirgends ein Offizier über. Das Regiment Châteaueux machte eine Ausnahme. Es stand in Bitsch, als es den Befehl erhielt, nach

Nancy zu marschieren, wo 1790 die Meuterei stattgefunden hatte. Dessen eingedenk führten die Offiziere das Regiment über die deutsche Grenze nach Zweibrücken, das einzige, das Frankreich mit den Waffen verliess. Umsonst wollte es der Graf von Artois für sein Emigrantenheer gewinnen; die Offiziere lehnten es ab und traten den Marsch in die Heimat an.⁹⁵